

## Der Mediensport Olympia - ein globales Integrationsritual?

Reichertz, Jo

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J. (2004). Der Mediensport Olympia - ein globales Integrationsritual? *Spectrum der Sportwissenschaften*, 16(2), 63-79. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55278>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

**Jo Reichertz**

## **Der Mediensport Olympia – ein globales Integrationsritual?**

THE OLYMPIC MEDIA GAMES – A GLOBAL RITUAL OF INTEGRATION <sup>1</sup>

*Es gibt kein unsterbliches Evangelium; aber nichts rechtfertigt den Glauben, dass die Menschheit unfähig wäre, in der Zukunft neuen zu erschaffen. Welches die Symbole sein werden, unter denen sich der neue Glaube ausdrücken wird, ob sie jenen der Vergangenheit gleichen oder nicht, ob sie der Wirklichkeit, die sie ausdrücken werden, angepasst sind oder nicht, ist eine Frage, die das menschliche Fassungsvermögen überschreitet, und die im übrigen gar nicht den Kern der Dinge berührt.*

Durkheim, 1981, S. 572f.

### **Zusammenfassung**

*Die Olympischen Spiele wirken als ein Integrationsritus in einer sich globalisierenden Welt. Der Sport überwindet die Länder-, Kultur- und Rassengrenzen und vereint die Öffentlichkeit mithilfe der Medien. Diese inszenieren die Sportarten gemäß ihrer Wirkungslogik, und verändern somit den Sport selbst. Trotz Skandalen nimmt die Bedeutung der Spiele stetig zu, sie erreichen mit der Eröffnungsfeier das weltweit größte (Fernseh-)Publikum. Diese Feier ist ein globaler sakraler Ritus. Besonders das Fernsehen lässt alle am Ritus teilhaben. Der Sport als soziales Handeln vermittelt einen Glauben an Fortschritt durch Leistung, und die Zuschauer können mithilfe der Medien auch teilnehmen. In Zeiten des Wandels wird der Ritus wichtig für die Gemeinschaft.*

### **Abstract**

*The Olympic Games appear to be a rite of integration in a world of increasing globalization. Sport overcomes national, cultural and racial boundaries, and unites the public with the help of the media. The media (re)produce the different sports according to the functional logic of their medial presentation and therefore change the sports itself. Economy has replaced morality as the highest precept. Despite certain scandals, the Games become more and more*

<sup>1</sup> Der Artikel geht zurück auf einen Vortrag, der im Rahmen des Studium Generale im Juli 2004 an der Universität Heidelberg gehalten wurde. Alle Literatur zu den Olympischen Spielen, die später erschienen ist, wurde nicht berücksichtigt. Da der Artikel vor den Spielen geschrieben, aber erst danach publiziert wurde, wurde an einigen Stellen die Zeitform geändert. Danken möchte ich Naziker Bayram, Marco Budek, Nadine Marth, Nadia Zaboura und Robert Zvosec. Erst haben sie mir viel Material über Olympia verschafft und später bei der Auswahl geholfen. Danken möchte ich auch Sylvia Wilz. Das Gespräch mit ihr über die Besonderheit der neuen Olympischen Spiele half mir dabei, den eigenen roten Faden zu finden.

*significant. The opening ceremony reaches the largest (TV-)audience worldwide. This ceremony is a global religious rite which could have never been accomplished without the media. It is especially television that enables everyone to be a part of the rite. Sport as social action educates a belief in progress through achievement, and the audience can participate with the help of the media. In times of constant changes, this rite becomes highly important to the community.*

## **0 Olympia zwischen Medien, Macht, Spaß und Geld**

Die Olympischen Spiele von Athen haben es erneut gezeigt: Obwohl immer wieder wegen der starken Kommerzialisierung gescholten, ziehen die internationalen Wettkämpfe Millionen von Zuschauern aus aller Welt in ihren Bann – wenn auch nur für kurze Zeit. In dieser Zeit verbindet der Sport die Zuschauer – über Länder-, Kultur- und Rassengrenzen hinweg – und die Menschen feiern mit den Siegern und Siegerinnen die Leistung als Mittel menschlicher Selbstüberschreitung. Olympischer Sport ist ohne Zweifel ein Mediensport und gerade deshalb ist er mehr als ein lukratives Geschäft, politische Demonstration oder unterhaltsames Event. Gerade mit Hilfe der Medien werden die Olympischen Spiele der Neuzeit ein wichtiger Integrationsritus einer neuen, sich globalisierenden Welt.

## **1 Olympia ist tot**

Olympia ist tot. Zu diesem Befund kommen viele Beobachter des Zeitgeschehens. Wenn die Beobachter diesen Befund vortragen, dann tun sie das meist mit großer Sorge. Und sie haben Recht: in ihrem Befund und mit ihrer Sorge – zumindest wenn man das aktuelle Olympia an den offiziellen Idealen der Olympischen Spiele, oder genauer: den medial immer wieder vorgestellten Idealen misst, die ihr Erneuerer Pierre de Coubertin vor gut 100 Jahren in die Welt gesetzt hat. Auf die Frage, weshalb er die Olympischen Spiele wieder ins Leben gerufen habe, antwortete er nämlich: „um den Sport zu adeln und zu stärken, um seine Unabhängigkeit und Dauer zu sichern und den Athleten zu befähigen, der erzieherischen Rolle, die ihm mit der modernen Welt obliegt, besser gerecht zu werden“ (zitiert nach Valerien, 1996, S. 125). Gemessen an diesen Idealen, nämlich dass der Sport im Allgemeinen und der olympische im Besonderen eine moralische Erziehung der Jugend, eine Stärkung der individuellen Persönlichkeit und ein Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Gesellschaft zur Folge hat, wenn das die Ziele des 1896 wieder erschaffenen Olympia gewesen sind, dann ist Olympia in der Tat tot. Gestorben im magischen Dreieck von Geld, Macht und Medien.

Macht Olympia (noch) Spaß? Nein. Spaß macht Olympia den Beteiligten schon lange nicht mehr, wenn es denn jemals das Ziel von Olympia gewesen sein sollte, Spaß zu machen. Normaler Sport, der seinen Reiz aus einer temperierten Askese gewinnt, ist durchaus mit Spaß oder Freude verbunden. Sport ist nämlich, wie der italienische Semiotiker Umberto Eco (1987, S. 196) es mit Bezug auf den Profifußball formuliert, „eine Tätigkeit, in der einer ohne Gewinnstreben und durch unmittelbaren Einsatz des eigenen Körpers physische Exerzitien betreibt, die seine Muskeln üben, sein

Blut zirkulieren und seine Lungen voll durchatmen lassen, der Sport, sage ich, ist eine sehr schöne Sache, zumindest so schön wie der Sex, die philosophische Reflexion und das Glücksspiel mit Erbsen als Einsatz.“ Aber diese Art von Sport findet bei Olympia nicht (mehr) statt. Denn die modernen Athleten sind mittlerweile hoch trainierte und spezialisierte Ausnahmeerscheinungen, die, mit sehr viel Mühen und Einsatz so weit gekommen, gut davon leben, eben diesen Sport und sonst nichts zu betreiben. Deshalb sind für Eco (1987, S. 188) die Athleten und Athletinnen menschliche Wesen, die speziell zu Wettkampfszwecken gezüchtet wurden: „Der Athlet ist bereits ein Wesen, das ein einziges Organ hypertroph entwickelt hat, das seinen Körper zum exklusive Sitz und Quell eines Dauerspiels macht. Der Athlet ist ein Monstrum, (...) die Geisha mit den verstümmelten Füßen, zurecht gestutzt zur totalen Instrumentalisierung.“ Spaß macht Olympia für diese Athleten vielleicht noch im Neben- oder Nachtprogramm, wie die aktuellen Ereignisse in Dänemark belegen: So hat zum Beispiel die Olympiateilnahme des dänischen Kronprinzen Frederik (in der Segelmannschaft) dazu geführt, dass er abends in einer Bar Mary Donaldson aus Tasmanien, Australien, kennen und lieben lernte, was zur Folge hatte, dass die beiden heirateten und Dänemark bald eine Königin von der anderen Seite der Welt haben wird<sup>2</sup>.

Macht Olympia Geld? Ohne Zweifel macht Olympia Geld. Spätestens seit sich das IOC mit seinen Beschlüssen von Baden-Baden 1981 ganz offiziell von der Lebenslüge des olympischen Sports, dem Amateurismus, verabschiedet. „In Baden-Baden“ so schreibt ein wohlwollender Beobachter der Ereignisse, „gestand sich die olympische Familie ein, dass olympischer Sport nicht mehr nur von wahren Liebhabern des Sports betrieben wird, sondern dass Sport einen politischen, wirtschaftlichen und medialen Machtfaktor im Globalisierungsprozess darstellt und dass diese dem olympischen Sport zugefallene Rolle auch gespielt werden muss“ (Thelen, 2001, S. 46). Olympischer Sport ist aber nicht nur Profisport, sondern (gerade weil er Profisport geworden ist) heute im Wesentlichen auch Mediensport, also eine körperliche Tätigkeit, deren Logik ausgerichtet ist, möglichst viele Zuschauer dazu zu bewegen, bestimmte Medien zu kaufen oder anzuschalten (vgl. Lambrecht & Stamm, 2002, S. 133 ff).

Mediensport beruht zwar noch auf körperlicher Bewegung, doch diese Bewegung wird für den Zuschauer in besonderer Weise inszeniert: Mediensport heißt vor allem eine verstärkte Sichtbarkeit des sportlichen Handelns durch hoch auflösende Kameras, Teleobjektive und Super Slow Motion, eine Bevorzugung des Bildhaften, eine immer weiter gesteigerte Dramatik, eine Intensivierung der Theatralität und der Erhöhung der Spannung. All dies hat dazu geführt, dass bestimmte Sportarten von den Medien gern und andere ungern gezeigt werden: Medien sponsern also die Sportarten, die besonders gut zu der Darstellungslogik der Medien passen. Medien

---

<sup>2</sup> Offensichtlich sind die Olympischen Spiele schon aus Tradition für die europäischen Fürstenhäuser segensreich: So begegnete die deutsche Hostess Silvia Sommerlath 1972 bei den Spielen von München erstmals ihrem späteren Mann, König Carl Gustaf von Schweden, und 1996 in Atlanta schaute die spanische Prinzessin Christina dem Handballer und Bronzemedailengewinner Inaki Urdangari zum ersten Mal tief in die Augen.

verändern somit den Sport, was man ganz handgreiflich schon daran sehen kann, dass die von den Medien verschmähten Sportarten regelmäßig Überlegungen anstellen, wie man durch die Änderung von Spielregeln eine bessere Medientauglichkeit erreichen und somit auch mehr Medieninteresse und somit auch mehr Geld erhalten kann.

Dass es in Olympia um Geld geht, das wird seit den Spielen 1984 in Los Angeles und seit der Ära Samaranch nicht mehr schamhaft verdeckt, sondern sehr selbstbewusst demonstriert (vgl. auch Höfer, 1996). Mittlerweile verdienen (fast) alle Beteiligten an dem olympischen Mediensport: sowohl die Athleten, als auch deren Trainer, als auch die Funktionäre des IOC, die Veranstalter und Ausrichter vor Ort und natürlich auch die nationalen wie internationalen Medien, die für viel Geld die Rechte zur Berichterstattung gekauft haben, um sich so selbst besser an Leser, Zuhörer und Zuschauer und natürlich an Werbekunden verkaufen zu können. Dass nicht nur die Großen mit Olympia Geld verdienen (so verdiente ein IOC-Präsident Mitte der 90er-Jahre des letzten Jahrhunderts steuerfrei 500.000 Dollar – vgl. Krüger 1996, S. 393), zeigten die aktuellen Ereignisse in Athen. Nachdem erst die Hotels vor Ort ihre Zimmerpreise für die Zeit der Spiele um 300-700 % erhöht hatten, wollten auch die Zimmermädchen ihren Anteil haben. Deren Gewerkschaft drohte sogar mit Streik, sollten die Arbeitgeber keine 8 % Lohnerhöhung und eine Erschwerniszulage von zwei Monatsgehältern gewähren. Und andere Berufsstände folgten diesem Vorbild.

Schafft Olympia Macht? Ohne Zweifel schafft Olympia Macht, nicht nur weil das Olympische Komitee als eine der ersten weltweit anerkannten und agierenden Institutionen angesehen werden muss. Das IOC ist mittlerweile ein internationales Unternehmen mit hoch bezahlten Managern, das seit Jahren sehr erfolgreich ein ausgeklügeltes und gewinnbringendes Franchisesystem betreibt: Gestellt werden vom IOC (und das verbindet Olympia mit Coca Cola, McDonald's oder Marlboro) der Name, die Tradition und die Idee – der Veranstalter vor Ort übernimmt dies alles, zahlt Lizenzgebühren und betreibt damit seinerseits sein Geschäft mit Olympia. In Olympia, egal wo es jeweils gerade inszeniert wird, geht es also um Geld, geht es in der Regel sogar um viel Geld. So betrugen allein die Einnahmen aus den internationalen Fernsehrechten in Sydney ca. 1,3 Milliarden US Dollar (vgl. Lambrecht & Stamm, 2002, S. 137). In einer solchen Situation liegt die Versuchung nahe, Vorteile nicht nur auf der Rennbahn zu erkämpfen, sondern auch schon einmal an anderen Orten: Doping scheint nicht mehr die Ausnahme zu sein, und Bestechung ist zumindest häufiger schon versucht worden, wie 1999 der Skandal um die Vergabe der Spiele an Salt Lake City ans Licht brachte (vgl. Swaddling, 2004, S. 184).

Olympia war zudem schon von Beginn an eingebunden in das politische Kräftespiel von Demonstration von Macht (Berlin, 1936) und Gegenmacht (München, 1972). Trauriger Höhepunkt ist wohl, dass in diesem Jahr die Spiele in Athen angesichts der Aktivitäten internationaler Terrororganisationen den Schutz der NATO erbeten und auch erhalten haben. Im Umkreis von ca. 60 km um das Olympiastadion von Athen wurde der Luftraum von Awacs Aufklärern überwacht und wäre notfalls auch mit Gewalt geschützt worden. Kosten der Aktion: Statt 250 Millionen Euro (so viel kostete die Sicherheit in Sydney), musste 1 Milliarde Euro aufgebracht werden. Es wurden also die umfangreichsten Sicherheitsmaßnahmen aller Zeiten erbracht, damit es im

Stadion von Athen und an den Millionen von Fernsehgeräten nach olympischem Frieden und kulturübergreifender Harmonie aussehen konnte.

Dass selbst im antiken Olympia manchmal der olympische Friede, die Ekecheiria, nicht eingehalten wurde<sup>3</sup>, zeigten die Ereignisse von 424 vor Chr. Als nämlich die Eleer, also die damaligen alleinigen Betreiber der Olympischen Spiele, im Peloponnesischen Krieg ihre neutrale Haltung aufgaben und sich mit den Athenern gegen Sparta verbündeten, konnten die Spiele nur unter dem Schutz Tausender bewaffneter Krieger stattfinden (Swaddling, 2004, S. 161).

Olympia ist also für die, die es organisieren und betreiben, vor allem ein wirtschaftliches Unternehmen, das Geld kostet und deshalb auch Geld bringen muss. Die Ökonomie ist die oberste Gottheit, nicht das Spiel, nicht die Moral und die Freude am grenzüberschreitenden Wettkampf oder dem kulturübergreifenden Zusammenkommen. Insofern haben die Kulturkritiker, die gerne das Neue am Alten messen, Recht. Aus dieser Sicht ist Olympia tot. Dennoch gibt es Olympia. Immer noch. Und machtvoller als je zuvor.

## **2 Olympia lebt!**

Dass Dinge vergehen, Institutionen sich wandeln, Traditionen vergessen werden, Menschen wie das von ihnen Geschaffene sich auflösen, das ist durchaus nichts Neues oder gar Weltbewegendes, sondern der normale Gang der Dinge. Schon Coubertin (um bei unserem Gegenstand zu bleiben) ließ das antike Hellas und seine Spiele zu Ehren des Zeus sterben (die 776 vor Chr. zum 1. Mal ausgetragen wurden und „deren Flammen auf den Altären im Jahr 394 nach Chr. vom Christentum gelöscht wurden“ – vgl. Coubertin, 1966, S. 129<sup>4</sup>), um sein eigenes und modernes Olympia neu erbauen zu können. Obwohl die Verdienste Coubertins für die Wiedereinführung der Olympischen Spiele völlig unstrittig sind, kommen Historiker bezüglich seiner Geschichtstreue dennoch zu einem etwas zurückhaltenderen Ergebnis. So meint etwa Manfred Lämmer (1990, S. 4), Leiter des Instituts für Sportgeschichte

---

<sup>3</sup> Der olympische Friede sollte gewährleisten, dass alle Athleten und Zuschauer unbehelligt zu den Spielen anreisen und diese auch wieder verlassen konnten. „Bevor sich die Athleten samt ihrem Troß, die offiziellen Festgesellschaften der einzelnen Städte und die zahllosen Einzelbesucher auf den Weg nach Olympia machten, um bei den Spielen als Akteure, als politische Vertreter und als begeisterte Zuschauer dabei zu sein, mußte die offizielle Einladung zu den Olympien erfolgen. Zu diesem Zweck wurden Herolde in alle Gegenden der griechischen Koiné ausgesandt, die sowohl die Ekecheiria – also die Waffenruhe vor, während und nach den Spielen – wie auch den genauen Termin für die Wettkämpfe verkündeten. Diese Aufgabe übernahmen die elischen Spondophoren, die ‚Herolde der Festzeit‘, die Männer aus Elis, die den Frieden des Kroniden Zeus verkündeten.“ (Seibler, 2004, S. 168).

<sup>4</sup> „Gerade der religiöse Charakter war ja der zentrale Grund für den Untergang der Spiele. Als Kaiser Theodosius 394 durch ein Edikt die öffentlichen Götterfeste und damit auch die athletischen Wettkämpfe verbietet, ist dies keine Verdammung einer heruntergekommenen Sportmoral, sondern Folge des Ultimatums zweier Bischofskonferenzen, deren Teilnehmer dem Kaiser die Gefolgschaft zu verweigern drohten, wenn er nicht endlich Götterfeste, insbesondere die Olympischen Spiele, verbiete“ (Lämmer, 1990, S. 6).

der Deutschen Sporthochschule Köln, „daß das Bild, das romantisierende Pädagogen und Sportfunktionäre des 19. Jahrhunderts von der Griechischen Antike zeichneten (...), der Realität nicht gerecht wird.“

Heute glaubt man zu wissen (und das ist für Sozialwissenschaftler selbstverständlich), dass auch schon im antiken Griechenland die Spiele Teil und Ausdruck der herrschenden Kultur und der Kultur der Herrschenden waren. „Eine das Land beherrschende Schicht von zeitlich und finanziell Unabhängigen Feudalherren“ – so Manfred Lämmer (1990, S. 4) in seiner überzeugenden Arbeit zum Wandel der olympischen Idee weiter,

sah in der Maxime ‚Immer der Beste zu sein und überlegen den Anderen‘ eine zentrale ethische Forderung. Für diese frühgriechischen Ritter erfüllte sich der ganze Sinn des Lebens in der kurzen Spanne diesseitiger Existenz. Da sie an ein Weiterleben nach dem Tode nicht glaubten, galt es im Agon, d. h. im Krieg oder Wettkampf, möglichst viel Ruhm und Ehre zu erlangen, um dem traurigen Los der Vergessenheit durch die Nachwelt zu entrinnen. Diese düstere Anschauung und pessimistische Weltsicht kennzeichnet die griechische Athletik und die Olympischen Spiele. Rücksichtsloser Einsatz der Gesundheit und des Lebens, die Devise ‚Kranz oder Tod‘ und ein hohes Maß von Aggression und Gewalt waren die Folge. Es ging den Kriegerathleten der archaischen und klassischen Zeit um existenzielle Selbstdarstellung und um Bewahrung beziehungsweise Verbesserung des sozialen Ranges unter ihresgleichen. Nur der Sieger wurde ermittelt und ausgerufen.

Philotimia strebten die Helden der Antike an: das Verlangen nach diesseitiger Ehre oder auch Ruhmgier (vgl. auch Seibler, 2004, S. 160ff)<sup>5</sup>. Second winner – first loser (eine im heutigen Profisport oft gehörte Weisheit) galt offensichtlich auch schon im alten Hellas.

Deshalb ruht das Credo der modernen Olympischen Spiele auf einer Reihe unzulässiger Rückprojektionen. Zu diesen verklärenden Projektionen gehört sicher auch die Geschichte vom sportlichen Amateur, der angeblichen Frieden schaffenden Macht der Olympischen Spiele und die von der harmonischen Bildung von Körper und Geist. Dies alles rechtfertigt in den Augen von Lämmer (1990, S. 4) folgendes, sicherlich etwas zugespitzte Urteil: „Es fällt jedoch schwer (...) irgendeinen Grundgedanken des Modernen Olympismus in der Antike wiederzufinden. Die Olympischen Spiele der Griechen hatten nur eines mit den modernen gemeinsam: die regelmäßige Veranstaltung geregelter und festlich gestalteter Wettkämpfe.“ Eine solche Kritik übersieht allerdings, dass keine Tradition überleben kann, wenn sie sich nicht immer wieder (mit dem gesellschaftlichen Wandel) tief greifend wandelt. Deshalb ist es wahrscheinlich eben diesem Traditionsbruch zu verdanken, dass die Olympischen Spiele der Neuzeit in der neuen Zeit so erfolgreich wurden.

---

<sup>5</sup> Aber nicht nur die Athleten wurden von der Philotimia angetrieben, auch die Sponsoren (wie Paul Veyne in seinem schönen Buch über die politische Herrschaft in der Antike zeigt) versuchten sich mit Gaben für das öffentliche Leben zu übertreffen – um so zu Ehren und dann zu Ämtern zu kommen. Auch dem Eugertismus liegt das agonale Prinzip zugrunde (vgl. Veyne, 1994, S. 163-311).

Denn trotz vielfältiger Krisen und Skandale ist die Bedeutung der Olympischen Spiele in den letzten Jahrzehnten nicht geringer geworden, sondern sie hat sogar immens zugenommen – und vor allem seit der Kommerzialisierung und Medialisierung der Spiele. Daraus ergibt sich die Frage, weshalb die Olympischen Spiele immer noch, oder genauer seit 1984, so erfolgreich geworden sind – denn die ersten 100 Jahre der neuen Olympischen Spiele zeitigten nur einen begrenzten Erfolg, weshalb das Überleben der Spiele manchen zweifelhaft erschien.

Erfolgreich heißt hier erst einmal, dass es kein anderes Sportereignis gab und gibt, an dem sich so viele Athleten aus so vielen Ländern in so vielen Disziplinen miteinander messen: Wetteiferten 1896 in Athen noch 245 männliche Teilnehmer aus 15 Staaten in 43 Wettbewerben miteinander um den Siegerkranz, so waren es 1984 in Los Angeles schon 6.797 Männer und Frauen aus 140 Staaten, die in 221 Wettbewerben gegeneinander antraten. Im Jahr 2000 in Sydney beteiligten sich 10.651 Sportler(innen) aus 199 Staaten an 300 Wettbewerben, während in Athen 10.500 Athlet(inn)en aus 202 Ländern an den Start gingen. Erfolgreich sind die neuen Olympischen Spiele aber auch und vor allem, weil bei keiner anderen Veranstaltung auf der gesamten Welt so viele Zuschauer dabei sein wollen. So begleiteten die Olympia-Eröffnungsfeier in Sydney 2000 weltweit ca. 3,7 Milliarden Fernsehzuschauer, während die sportlichen Wettkämpfe von insgesamt 20-25 Milliarden Zuschauern verfolgt wurden. Zum Vergleich: Das Fußball-WM Endspiel zwischen Deutschland und Brasilien brachte es nur auf 2,1 Milliarden Fernsehzuschauer. Allerdings verfolgten die Fußball-WM insgesamt 30-35 Milliarden Zuschauer. Insgesamt hat also die gesamte Fußball-WM mehr Zuschauer, aber was die Höhepunkte angeht, übertrifft Olympia die Fußball-WM bei weitem. Die Eröffnungsfeier, also das Ereignis, an dem überhaupt kein Wettkampf stattfindet, zieht das größte Zuschauerinteresse auf sich, bewirkt die größte Zuschauerbeteiligung.

Erfolgreich sind die Olympischen Spiele auch, weil kein anderes Ereignis auf der Welt so viele Journalisten auf den Plan ruft. So waren z.B. 1992 bei den Spielen in Barcelona 19.200 Berichterstatte(r) (Print, Hörfunk und Fernsehen) vor Ort (vgl. Krüger, 1996, S. 401). Und in Athen stellte das deutsche Fernsehen einen neuen olympischen Rekord auf: Mit 6.000 Mitarbeitern produzierten die beiden öffentlich-rechtlichen Anstalten allein 1.400 Stunden Berichterstattung – so viel wie kein anderes Land. Das war insofern beachtlich, dauern doch die Spiele, also auch die Spiele in Athen, rechnet man den Tag mit 24 Stunden, insgesamt nur 288 Stunden. Und all das zahlte sich für die deutschen Sender auch aus: Im Olympiamonat August verbesserte sich der Marktanteil der ARD von 13,3 Prozent auf 16,0 Prozent, während der Marktführer RTL ohne Olympia auf 12,3 Prozent abfiel. Olympia bewegt also die Menschen in Deutschland – und auf der ganzen Welt. Olympia hat mehr Kraft und Ausstrahlung als je zuvor. Olympia lebt also. Immer noch. Und seine Ausstrahlungskraft ist so groß wie noch nie.

Angesichts dieser Tatsache, nämlich dass die Olympischen Spiele und hier vor allem die ‚sportfreie‘ Eröffnungsfeier eines der am meisten beachteten Ereignisse der Welt ist, wundert man sich schon (und das hat Hans Lenk bereits vor 30 Jahren festgestellt), weshalb gerade die Sozialwissenschaften diesem Ereignis so wenig Beachtung schenken (vgl. Lenk, 1984). Vielleicht hat es etwas damit zu tun, dass Intellek-



tuelle schon fast aus Tradition ein etwas gebrochenes Verhältnis zum Sport haben, vielleicht weil sie ahnen, dass der Sport von der Kraft des Nichtintellektuellen kündigt. Wie dem auch sei: Dieser Mangel an sozialwissenschaftlichen Arbeiten über den olympischen Sport soll im Weiteren ein wenig gemildert werden, wenn ich in der verbleibenden Zeit aus kommunikationswissenschaftlicher und soziologischer Sicht ein wenig der Frage nachgehe, weshalb die Olympischen Spiele so erfolgreich sind, weshalb sie mehr Interesse erwecken als Weltmeisterschaften und was sie von Weltmeisterschaften unterscheidet. Bei dem Versuch, diese Frage zu bearbeiten, ist vielleicht auch die Erinnerung hilfreich, die Erinnerung an das Besondere der Spiele, an das, was die Zuschauer, also auch uns, bislang so bewegte.

Erinnert sei hier (um die Stimmung der Ereignisse zu vergegenwärtigen) an zwei besonders ergreifende Eröffnungsfeiern der Olympischen Sommer-Spiele: Rund 3,5 Milliarden Menschen verfolgten am Bildschirm die Eröffnungsfeier in Atlanta, und viele waren damals zu Tränen gerührt, als Muhammad Ali, deutlich von der Parkinsonschen Krankheit gekennzeichnet, die letzten Stufen der heilige Stätte erklimmte, um dann mit stark zitternden Händen das olympische Feuer zu entzünden. Und man erinnere sich an Sydney 2000, wie Cathy Freeman, Weltmeisterin und Aborigine, unter dem Jubel der 110.000 Zuschauer das olympische Feuer entzündete. Cathy Freeman, das Symbol der Aussöhnung der schwarzen Ureinwohner mit der weißen Bevölkerung, sollte weltweit ein Zeichen setzen und so in ihrer eigenen Person die olympische Idee der Völkerverständigung verkörpern.

Weil also die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele für die Zuschauer offensichtlich den absoluten Höhepunkt der Spiele darstellt (und dies ist durchaus ungewöhnlich, weil in diesem Teil des Sportfestes überhaupt kein Sport stattfindet), möchte ich mich im Weiteren vor allem auf die Bedeutung dieser Eröffnungsfeier konzentrieren – also die Bedeutung des Fackellaufes um die Welt, des Einmarsches der Nationen, des Entzündens des olympischen Feuers, des Meers der Fahnen, der olympischen Fanfaren und olympischen Ringe, des öffentlichen Ablegens des olympischen Eides von einem für alle und der feierlichen Eröffnungsformel: „Hiermit erkläre ich die XX. Olympischen Spiele neuer Zeitrechnung für eröffnet.“ Umrahmt ist all dies von einem prunkvollen Kulturprogramm – heute würde man aber eher sagen: umrahmt von einem effektvollen Showprogramm.

Das olympische Feuer (um hier nur einen Teil der Feier etwas näher zu beleuchten) fungiert hier gewiss als Symbol der Verbindung über Raum und Zeit hinweg. Denn das olympische Feuer, herbeigetragen von einer Reihe olympischer Heroen und Heroinnen (manchmal über den halben Erdkreis hinweg<sup>6</sup>) verbindet den jeweils aktuellen Austragungsort nicht nur räumlich mit dem fernen Olympia, sondern auch

---

<sup>6</sup> Dass Olympia und das mediengestützte Starsystem eine immer engere Verbindung eingehen, dass Mediensport und Kulturindustrie sich immer weiter durchdringen, kann man gut daran ablesen, dass in diesem Jahr zum ersten Mal nicht nur erfolgreiche Athleten und Athletinnen die Fackel durch das Land tragen durften, sondern auch diverse Größen aus dem Film-, Musik- und Modegeschäft, die zwar in ihrer Branche recht erfolgreich sind, jedoch noch nie durch sportliche Leistungen einen Lorbeerkrantz errungen haben (so Jennifer Aniston und Puff Daddy).

über die Zeit, über Tausende von Jahren hinweg. Das am Zeustempel in Elis entzündete Feuer ragt wie die mythische Erzählung in eine unbekannte Vergangenheit hinein, erinnert an sie, deutet das Aktuelle als Wiederkehr und Weiterführung des Alten und gibt Hoffnung für die Zukunft.

Diese Eröffnungsfeier ist also eine opulente, sinnenreiche Zusammenstellung von Texten, die gesprochen, Symbolen, die gezeigt, und Handlungen, die in immer gleicher Weise vollzogen werden müssen. Kurz: Sie ist eine feierliche Zeremonie, bei der sich unter dem Jubel der Zehntausenden von Zuschauern vor Ort und unter den Augen von Milliarden von Zuschauern vor dem Bildschirm die Mannschaften der teilnehmenden Nationen nicht nur vorstellen, sondern sich in einem öffentlichen Gelöbnis mit folgenden Worten einer Moral unterstellen und einem Ziel verschreiben: „Im Namen aller Teilnehmer verspreche ich, dass wir uns bei den Olympischen Spielen als loyale Wettkämpfer erweisen, die Regeln achten und teilnehmen im ritterlichen Geist zum Ruhme des Sports und zur Ehre unserer Mannschaften.“

Diese umfangreiche Eröffnungszeremonie ist das, wenn auch nicht das einzige, was Olympia von einem normalen internationalen Sportfest abhebt, was aus Olympia mehr macht als ein Sportfest. Olympia ist zwar auch ein Sportfest, aber nicht nur. Das Besondere an Olympia ist – und das hebt Olympia von einer Fußballweltmeisterschaft oder dem Super Bowl ab – dass Olympia auch ein kollektiver Ritus ist – ein kollektiver sakraler Ritus, vielleicht der erste und (sieht man von dem Neujahrssegen „Urbi et Orbi“ des Papstes einmal ab) vielleicht auch der einzige einer sich immer weiter globalisierenden Gesellschaft.

### **3 Coubertins Konzeption der Olympischen Spiele als Ritus**

Um diese These von den Olympischen Spielen als kollektiver Ritus, eine These im Übrigen, die schon des Öfteren und davon am überzeugendsten von Herms (1990) vorgetragen wurde, zu plausibilisieren, möchte ich noch einmal auf den Erschaffer der modernen Olympischen Spiele und seine Absichten zurückkommen. Coubertins Vorhaben, die Olympischen Spiele der Antike mit neuem Leben zu erfüllen, muss aus soziologischer Sicht auch als Teil eines im Wesentlichen durch die Industrialisierung des ausgehenden 19. Jahrhunderts angestoßenen Modernisierungsprozesses begriffen werden, der sowohl den Sport (wie alle anderen gesellschaftlichen Bereiche) ergriffen und gestaltet hat, der aber zugleich auch vom Sport Impulse erhielt und dadurch verstärkt wurde.

Ermöglicht wurde dieser Prozess der grenzüberschreitenden Industrialisierung durch die Erfindung der Dampfkraft und die des Telegrafen. Vieles ging jetzt schneller und effektiver: Die Produktion von Gütern beschleunigte sich ebenso in einem rasanten Tempo wie deren Transport. Die Bahn erlaubte grenzüberschreitenden Transport von Mensch und Gütern und die neue Nachrichtentechnik überwand Berge und Seen mühelos und mit einer bis dahin ungekannten Schnelligkeit. Die neuen Medien übersprangen Sprach- und Kulturgrenzen mit Leichtigkeit, und so wurde die gesamte Welt, zumindest strukturell, das neue Spielfeld. Damit war eine neue Etappe des bislang eher langsam vorankommenden Globalisierungsprozesses erreicht. Dieser ‚Globalisierungssprung‘ hat nicht nur im Kerneuropa alle Lebensbereiche neu gestal-

tet, die Kultur verändert und das gesamte Machtgefüge der Nationalstaaten untereinander nachhaltig erschüttert, sondern auch das Gefühl der Menschen, in eine religiös fundierte Kultur eingebettet und damit auch einer einheitlichen und umfassenden Moral verpflichtet zu sein.

Der charismatische Coubertin, der nicht nur die Stimmen der Gegenwart, sondern auch die der Vergangenheit und der Zukunft „hörte“<sup>7</sup>, fand für die Kennzeichnung seiner Zeit Worte, die in unseren Ohren vielleicht ein wenig unmodern klingen, die aber, da wir uns in einer strukturell ähnlichen Situation des tief greifenden Wandels, nämlich einer weiteren Etappe des Globalisierungsprozesses befinden, durchaus aktuell sind:

Selbst wenn man sich nur wenig mit der Geschichte dieses Jahrhunderts befaßt, ist man erstaunt über die Spielarten moralischer Unordnung, die anscheinend durch das nunmehr vorhandene Wissen um die industriellen Dinge hervorgerufen werden. Das Leben wird umgewälzt, die Völker gewöhnen sich an das Gefühl, daß die Erde, die sie trägt, unter jedem Schritt erzittert. Sie wissen nicht, woran sie sich halten sollen, denn alles um sie herum ist in Bewegung und einem ständigen Wechsel unterworfen: und in ihrer Verwirrung suchen sie alle in der Welt verstreuten moralischen Kraftelemente zusammen. (...) Ich glaube, hier liegt der philosophische Keim der im 19. Jahrhundert so betont zu Tage tretenden Bewegung der Wiederbelebung der Körperkultur (Coubertin, 1966, S. 8).

Diesem modernen Sport fehlte allerdings eine solide philosophische Grundlage, sollte er von Dauer sein – so die Einschätzung von Coubertin (1966, S. 133). Denn:

Was kann man schon Dauerhaftes aufbauen, wenn man sich auf die Mode stützt? Um das schwache Gebäude zu stützen, (...) schien mir die Wiedereinrichtung der – diesmal vollständig internationalisierten – Olympischen Spiele die einzig gangbare Lösung zu sein. Es galt, die nur einen Tag dauernde Anglomanie mit dem immensen Prestige der Antike zu überdecken, dabei in etwa den Widerstand der Freunde der Klassik zu entwerfen und auf diese Weise die ganze Welt einer Formel zu unterwerfen, deren Ruf keine Grenzen kennt; (...) Zu diesem Zweck bot sich uns auch in unserem verweltlichten Jahrhundert eine Religion an; die zum Lohn für den siegreichen Athleten am Mast emporsteigende Nationalflagge – Symbol des modernen Patriotismus – das sollte die Fortsetzung des Gottesdienstes am wieder aufleuchtenden Olympischen Feuer sein.

Diese von Coubertin vorgenommene Parallelisierung von Sport und Religion war kein einmaliger Ausrutscher, sondern ausdrückliches Programm:

Das erste und wesentliche Merkmal des alten wie des modernen Olympismus ist: eine Religion zu sein. Durch Leibesübungen formte der Wettkämpfer der Antike seinen Körper wie ein Bildhauer seine Statur, und „ehrte dadurch seine Götter“. Der Wettkämpfer der Neuzeit, der Gleiches tut, erhöht damit sein Vaterland, seine Rasse und seine Fahne. (...) Daraus entstanden alle die Formen des Kults, aus denen sich das Zeremoniell der modernen Olympischen Spiele zusammensetzt. Ich mußte sie eine nach der anderen einer lange Zeit sich sträubenden öffentlichen Meinung aufzwingen, die darin nichts weiter sah, als mit dem Ernst und der Würde internationaler sportlicher Wettbewerbe unvereinbare theatralische Kundgebung oder ein überflüssiges Schauspiel. Der sport-

---

<sup>7</sup> Zur Entwicklung der Gedankenwelt Coubertins siehe vor allem Herms (1990) und auch Hojer (1972).

religiöse Gedanke, die *religio athletae* ist nur sehr langsam in das Bewußtsein der Sportler eingedrungen (Coubertin, 1966, S. 150).

Weshalb wollte Coubertin nun diese rituelle Überhöhung der modernen Spiele? Seinem Wunsch zugrunde lag die damalige, von Durkheim, der ein Zeitgenosse Coubertins war, auch theoretisch gefasste Vorstellung davon, was eine Gesellschaft eigentlich zusammenhält: sicherlich (so die Vorstellung) die Werte und die Normen, die den Gesellschaftsmitgliedern gemein sind und von ihnen verbürgt werden; gewiss auch die ökonomischen Rahmenbedingungen. Aber all das ist nicht genug. Gesellschaft muss nämlich immer wieder hergestellt werden. Dazu geben u.a. die Traditionen, Gesetze und Institutionen die Rahmen vor, die dann in der alltäglichen individuellen, direkten wie medial vermittelten Kommunikation immer wieder mit Leben gefüllt werden müssen. Und natürlich halten die alltäglichen wie die sakralen Rituale eine Gesellschaft zusammen, oder wie Durkheim (1981, S. 28) formulierte: „Die Riten sind Handlungen, die nur im Schoß von versammelten Gruppen entstehen können und die dazu dienen sollen, bestimmte Geistzustände dieser Gruppen aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen.“

Ganz ähnlich formuliert das auch Coubertin (1966, S. 67), wenn er schreibt:

Glauben Sie nicht, eine Demokratie könne auf normale Weise existieren, wenn es, um die Bürger zusammenzuhalten, nur die Gesetzestexte und die Aufrufe zur Wahl gibt. Einst hatte man die äußeren Feierlichkeiten der Kirche und verschwenderischen Prunk der Monarchie. Wodurch will man das ersetzen? Durch Einweihung von Statuen und Ansprachen im Gehrock? Ach was! Es gibt nur einen Kult, der heute eine dauerhafte Bindung der Staatsbürger untereinander bewirken kann, das ist der, der um die sportlichen Übungen der Jugend, dem Symbol des unbeschränkten Fortbestandes der Rasse und der Hoffnungen der Nation, entstehen wird. Und darüber hinaus würde dieser Kult den der Flasche vernichten.

Dieser Kult sollte auf einer Religion basieren, die nicht auf einen personalen Gott, sondern auf die Nation ausgerichtet war. Deshalb musste das sportliche Tun in spezifischer Weise kultisch aufgeladen, rituell überhöht werden. Das Sporttreiben durfte nicht sich selbst genügen, sondern musste einem Ziel untergeordnet werden.

Schon vom ersten Male an hatten Eröffnungen und Ende der Spiele die gewünschte Feierlichkeit, aber die Zeremonie war erst mit dem Augenblick vollendet, da man begann, die kurze und eindrucksvolle Formel des Athleteneides auf die gesammelten Fahnen der wettstreitenden Nationen abzulegen (Coubertin, 1966, S. 135).

Die olympische Eröffnungsfeier und auch der olympische Sport sind also ganz bewusst als Ritus konzipiert und von Mal zu Mal entlang dieser Absicht verbessert worden. Ohne die Entwicklung der Medien hätten sich die Olympischen Spiele jedoch nicht zu einem kollektiven Ritus entwickeln können, waren doch die nicht-medialen Formen der Vermittlung unzureichend. Mit dem Aufkommen der Medien und hier insbesondere seit dem systematischen Einsatz des Fernsehens, das es ja auch in anderen Bereichen geschafft hat, Äquivalente des Religiösen zu liefern (vgl. Reichertz, 2000), hat die Aufführung der Olympischen Spiele als kollektiver sakraler Ritus, an dem auch alle Zuschauer teilnehmen können, (endlich) ihr Ziel erreicht.

Bei den ersten Spielen der Neuzeit wurden die Ergebnisse der Athleten noch von den Kampfrichtern allein mit Hilfe der Stimmkraft ausgerufen, weshalb die Zuschauer oft nicht wussten, was der Stand der Dinge war. Stadionlautsprecher und später auch die übergroßen Bildschirme sorgten dafür, dass mittlerweile alle vor Ort wissen, wo gerade etwas Wichtiges passiert, und genau sehen, was sich ereignet. Eine ähnliche Entwicklung ermöglichte das Dabeisein der Zuschauer zuhause: Anfangs wurden die Ergebnisse noch telegrafisch übertragen. Sicherlich ein Fortschritt, doch auf diese Weise konnte zuhause kein richtiger Funke überspringen. Das änderte sich ein wenig, aber nicht entscheidend, als ab 1924 die Berichte die Zuschauer zuhause über den Radioempfänger erreichten. Eine neue Ära begann allerdings 1936, als die Olympischen Spiele erstmals im Fernsehen zu sehen waren. Später sorgten dann Live-Übertragungen und neue Formen der Bilderfassung dafür, dass ein Betrachten der Ereignisse im Fernsehen durchaus als eine Form der Fernanwesenheit verstanden werden kann. Deshalb haben die neuen Medien am Erfolg der modernen Olympischen Spiele einen großen Anteil.

Aber die Olympischen Spiele bestehen auch aus sportlichem Wettkampf und das verbindet sie mit anderen Sportfesten. Allerdings gilt auch hier, dass der olympische Sport immer durchwebt ist von dem olympischen Geist, material präsent durch die Flamme, die Fahnen und die Ringe.

## 4 Der Sport und die Zuschauer

Welche Rolle spielt nun der Sport in den Olympischen Spielen (und andernorts)? Sport ist ganz im Sinne von Max Weber (1976, S. 1) ein soziales Handeln, weil es seinem „den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ Der moderne Sportler, insbesondere wenn es ihm darum geht, bei Sportwettbewerben Rekorde zu brechen bzw. neue Rekorde aufzustellen, orientiert sein Handeln an drei Größen: Zum einen kämpft er direkt und deutlich sichtbar gegen seinen Konkurrenten, der entweder im direkten Vergleich neben ihm auf der Bahn läuft oder nach ihm seinen Speer wirft.

Zum zweiten orientiert er sein Handeln an dem unpersönlichen Maß, das andere durch ihr sportliches Handeln in die Welt gesetzt haben und das es jetzt zu übertreffen gilt: an dem Rekord und der Logik des maßlosen Übertreffens des Maßes. Der Rekord und das Streben nach dem Rekord, historisch gewachsen in und mit der Industrialisierung, getragen vom Bürgertum und durchtränkt mit dem Geist des Kapitalismus, ist der höchste Wert gerade des olympischen Athleten<sup>8</sup>. Noch einmal Coubertin (1966, S. 151): „Der Versuch, dem Kampfsport eine Leitlinie verbindlicher Mäßigung aufzuerlegen, bedeutet eine Utopie. Seine Anhänger brauchen ungehemmte Freiheit. Darum hat man ihnen den Wahlspruch: ‚Citius, Altius, Fortius‘ gegeben, ‚immer schneller, immer höher, immer stärker‘.“

---

<sup>8</sup> Zur Geschichte des Rekords aus dem Geist des europäischen Bürgertums und zu seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung siehe die aufschlussreiche Arbeit Borscheids (2004, S. 176ff). Eine Kritik des Rekordbegriffes findet sich bei Sombart (1934, S. 38ff).

Zum dritten orientiert der Athlet sein Handeln an einer entweder körperlich anwesenden oder medial präsenten Öffentlichkeit. Vor den Augen dieser Öffentlichkeit und oft auch in deren Auftrag bzw. in Stellvertretung seiner Herkunftsgesellschaft (vgl. Gebauer et al., 2001, S. 66 ff) sollen einerseits die Erträge dieser Kultur vom Sportler zur Schau gestellt werden, andererseits gilt es (auch mithilfe des Konkurrenten) die Grenzen des Menschenmöglichen weiter nach vorne zu versetzen: Das bisher als ‚nicht machbar‘ Angesehene doch zu schaffen, die Ausweitung der Grenzen menschlicher Möglichkeiten voranzutreiben. Rekordorientierter Sport glaubt fest an die Macht des Menschen und den Fortschritt durch Leistung. Vollendung durch Tüchtigkeit ist die Botschaft dieser säkularen Diesseitsreligion, die an den Anfang nicht das Wort, sondern die sportliche Tat setzt.

Menschen sprechen gerne miteinander. Sprechen schafft Kultur, gestaltet und schafft somit auch den Menschen. Sport, verstanden als Sport treiben, ist das Ende der Rede. Obwohl seit etwas mehr als einem Jahrhundert sehr viel über Sport geredet wird, ist der Sport, sobald er beginnt, das Ende der Rede. Sport hat nichts mit dem Diskurs zu – nicht das bessere Argument zählt, sondern allein die bessere Tüchtigkeit.

Was für den Sportler gilt, gilt in gewisser Weise auch für den Zuschauer. Stand bei Coubertin (das sei hier noch nachgetragen) noch der Athlet im Zentrum seiner pädagogischen Bemühungen, sollte doch durch den Sport eine neue nationale Elite geformt werden, die in der Lage war, der Nation Kraft und Moral zu geben und zu erhalten, so ist bei den heutigen Spielen die moralische Formung der Athleten eher von marginaler Bedeutung. Was zählt, ist die Ansprache der Zuschauer, deren Involvement, deren Bereitschaft, sich zu beteiligen und zu engagieren. Seit der olympische Sport Mediensport ist, gilt es, den Zuschauer mit allen verfügbaren Mitteln zu erreichen. Die Medien schaffen zu diesem Zweck einen hyperrealen Blick auf die Sportereignisse, die man nur mit dem Blick Gottes vergleichen kann. Die Medien, und damit auch die Zuschauer, sehen nämlich mehr und genauer als die Zuschauer, die live und vor Ort dabei sind, was auf der Rennbahn passiert. Ihnen entgeht nichts, weil sie den Blick enorm schärfen und auch die Zeit anhalten, verlangsamen und sogar zurückdrehen können (Zoom, Slow Motion, Standbild, Wiederholung). Mit Hilfe der Medien dabei zu sein, ist also eine, wenn auch besondere Form des Dabeiseins.

Auch wenn Zuschauer viel und gerne sprechen, ist das Zuschauen bei internationalen Wettbewerben doch etwas anderes als miteinander zu sprechen. Denn auch der Zuschauer setzt auf den Körper. Er soll ergriffen werden, auf dass der ergriffene Körper den Zuschauer im wahrsten Sinne des Wortes vom Sitz reißt, ihn in einen Siegestaumel versetzt und ihn berauscht. Die Freuden, die Begeisterung und manchmal auch das Glück, und natürlich auch die Frustration und die Trauer, welche die Zuschauer am eigenen Körper erleben, das ist nicht das Mit-Fühlen der Freude, des Glücks oder des Unglücks der teilnehmenden Sportler, nein, es ist das eigene, selbst erfahrene Glück, die eigene selbst erlebte Frustration, die uns bewegen und die wir mit dem Zuschauen herbeiführen wollen. Dieser eigene Freudentaumel, der die Zuschauer ohne Rücksicht auf Rasse, Geschlecht, Alter und sozialen Stand ergreift, überspringt die Grenzen des Körpers, erfasst alle in gleicher Weise und

verbindet sie umfassend zu einer Gemeinschaft, die sich zumindest in diesem Moment ihrer Werte, ihrer Grundlagen gewiss ist. Dieses Communitio-Erlebnis versichert alle Beteiligten (oft auch wider besseres Wissen und wider alle Vernunft) ihrer wirklichen Fundamente und tut es ohne Wenn und Aber. Es schafft Gewissheit dort, wo ansonsten Zweifel und Nachdenken stehen – auch wenn man weiß, dass dieser Zustand nicht von Dauer sein wird. Das Communitio-Erlebnis resultiert nicht aus einer Feier der Selbstverehrung, sondern aus dem Versuch der grenzenlosen Selbstüberschreitung, damit aus der Suche nach einer großen, wenn auch innerweltlichen Transzendenz.

Sport hat nichts ernsthaft Diskursives, weder in der Arena noch auf den Rängen. Sport bringt das Kollektiv ins Spiel, umgeht den einzelnen Verstand, um zu dem zu gelangen, was alle verbindet, zum Körper und seinen Gefühlen. Beim Sport werden die Menschen ergriffen. Niemand spielt Ergriffenheit. Jeder, oder fast jeder, wird ergriffen, auch wenn er sich nicht ergreifen lassen wollte. Und das seit Jahrtausenden bewährte Mittel menschlicher Gesellschaften, sich gemeinsam ergreifen zu lassen, besteht in einem kollektiven Ritus, einer Zusammenkunft, die symbolisch überhöht und in ihrer Prozesshaftigkeit so gestaltet ist, dass sie die Körper erreicht.

Ist Olympia ein Kult des Sportler-Ichs? Nein! Der eigene Körper des Athleten wird nicht zum Schauplatz des Sinns. Auch wenn an ihm über Jahre hinweg hart gearbeitet wurde, auf dass er in den entscheidenden fünf Minuten oder gar nur in den entscheidenden zehn Sekunden seine höchste Tüchtigkeit öffentlich demonstrieren kann. Aber es geht heute (und das ist der wichtige Punkt) um *Tüchtigkeit*, und nicht mehr um die Nation oder den Patriotismus, wie Coubertin noch meinte, die Tüchtigkeit, die Grenzen des bisher Menschenmöglichen zu überschreiten. Diese Tüchtigkeit ist das Ziel aller Anstrengungen, nicht der gestählte und auch nicht der schöne Körper. Die stehen in andern Lebensbereichen (Kraftsport, Models) im Vordergrund. Der Sportler pflegt diese Tüchtigkeit, er schützt und optimiert sie mit allen legalen und manchmal auch illegalen Mitteln, mit den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft, mit Unterstützung eines ganzen Teams von hoch bezahlten Beratern. Und man versichert sich ihr durch spezifische (religiöse) Praktiken der Enthaltsamkeit. Dieser Kultus der Körpertüchtigkeit fordert Reinheit, Askese und (wenn man es so nennen will) auch ‚orale Zurückhaltung‘ von denen, die in der Bewährung bestehen wollen.

## **5 Olympia als kollektiver Ritus einer sich globalisierenden Gesellschaft**

Der Regentanz der Pueblo-Indianer aus Mexiko ist in der kulturwissenschaftlichen Fachliteratur ein beliebter und oft zitierter Topos. Vor gut 100 Jahren wunderten sich Ethnologen und Sozialforscher noch, weshalb die Indianer immer wieder an bestimmten Orten zusammenkamen und unter freiem Himmel gemeinsam tanzten, ganz offensichtlich um etwas so Unberechenbares wie den Regen herbeizubitten oder gar herbeizuzwingen. Diese Sozialforscher wunderten sich nicht nur, sondern wähnten sich sogar überlegen, da sie (aus westlicher Sicht) sicher waren, dass

Tanzen und Regen nicht ursächlich zusammenhängen und somit das Letztere, also der Regen, durch das Erstere, den Tanz, nicht herbeigeführt werden kann.

Heutige Sozialforscher sind dagegen der Ansicht, dass es den tanzenden Pueblo-Indianern nicht wirklich darum ging, mit ihrem Tanz den Regen herbeizuzwingen, sondern dass dieses Erlebnis gemeinsamen Tanzens in Zeiten der Dürre und der Not die Einzelnen dazu brachte, näher zusammenzurücken und sich später auch praktisch zu helfen. Auf diese Weise wurde das Kollektiv integriert und stabilisiert. Der Regentanz erscheint aus dieser Sicht als Gemeinschaftserlebnis eigener Art mit einer beachtlichen Wirkung.

Heute glauben nur noch wenige Sozialforscher, dass in westlichen Gesellschaften solche Formen der Systemintegration überflüssig geworden sind. Einige halten eher das Gegenteil für zutreffend und glauben, dass wir gerade in Zeiten des Wandels vermehrt solche Riten benötigen.

Je schneller – durch Innovationen – in unserer Welt aus Gegenwart Vergangenheit wird, umso stärker wird das Interesse an der Vergangenheit. (...) In der Moderne ist der Homo Faber gleichzeitig Homo Conservator; und zur modernen Wegwerfgesellschaft gehört – und zwar als notwendige Kompensation – die genuin moderne Ausbildung der Bewahrungs- und Erinnerungskultur (Marquard, 2000, S. 52f.).

Der Fortbestand kollektiver Feierlichkeiten (und das Entstehen neuer) wie z.B. in Form von Festivals, Love Parades und Faschingsumzügen bestätigt diese These. Diese Feierlichkeiten haben durchaus etwas mit dem Regentanz der Pueblo-Indianer gemein.

Und natürlich weist auch der Sport (und hier insbesondere die sportlichen Großveranstaltungen wie Länderspiele, Europa- oder gar Weltmeisterschaften) eine solche Gemeinsamkeit auf. Und natürlich gilt dies für die Olympischen Spiele. Kurz: Unter einem bestimmten Aspekt haben die Olympischen Spiele sehr viel mit Regentänzen zu tun. In Zeiten einer sich beschleunigenden Globalisierung und einer weiten und umfassenden Versprachlichung des Sakralen und Rituellen (vor allem in den westeuropäischen Religionen) ist der olympische Ritus der einzige weltweit vollzogene Ritus, welcher dem mit der Aufklärung einsetzenden und durch die Industrialisierung beschleunigten Prozess der Rationalisierung der Welt vehement und sehr selbstbewusst widerspricht. Er tut sogar noch mehr: Mit den Mitteln der audiovisuellen Medien steigert er die Theatralität des Ritus für die Anwesenden vor Ort und die Fernanwesenden vor den Bildschirmen in einer solchen Weise, dass zumindest für einen kurzen Moment Anwesende und auch Fernanwesende zu einer Kultgemeinde zusammengeführt werden, die sich in dem Erlebnis der Gemeinsamkeit ihres zentralen Wertes, nämlich der grenzenlosen Selbstüberschreitung, gegenseitig versichert.

Gewiss konnte ich hier nicht das gesamte Phänomen ‚Olympia‘ behandeln und es ist fraglich, ob der von mir untersuchte Teil dieses Phänomens wirklich ein wesentlicher ist. Dennoch: Ich habe hier heute das in den Blick genommen, was aus meiner Sicht das Besondere der Olympischen Spiele ist und was Olympia von allen anderen internationalen Sportwettkämpfen unterscheidet, nämlich dass Olympia das erste und vielleicht auch einzige kollektive Ritual in einer sich globalisierenden Gesellschaft ist. Olympia überschreitet systematisch nämlich den Erfahrungsraum des



Einzelnen, entrückt ihn seiner Alltäglichkeit und schafft so eine Brücke zur gemeinsamen Erfahrung einer globalen Wertegemeinschaft.

Der olympische Wettkampf erlaubt und ermöglicht all denen, die zuschauen, und das nimmt die rituelle Gestaltung der Eröffnungsfeier vorweg, am eigenen Körper eine Transzendenz zu erfahren, nämlich die Erfahrung der im Diesseits verankerten Tüchtigkeit, das Menschliche zu überschreiten. Der Glaube an diese menschliche Fähigkeit, geboren aus der Ideenwelt Westeuropas und in die Welt getragen von seinen Philosophen, ist es, der uns alle verbindet oder zumindest doch verbinden sollte. Dieser Fähigkeit werden wir im kollektiven Ritus ‚Olympia‘ fraglos gewiss, auch, dass diese Fähigkeit nicht an Rasse, Geschlecht, Alter oder sozialen Stand gebunden ist. Ohne diese Frohe Botschaft einer tüchtigkeitsgebundenen Diesseitsreligion menschlicher Selbstüberschreitung wäre Olympia lediglich ein Sportfest wie viele andere auch. So aber ist es ein wichtiger und wahrscheinlich auch notwendiger Integrationsritus, ein weltweit mit Hilfe der Medien übertragener ‚Regentanz‘, der davon kündigt, dass wir trotz aller Unterschiede zusammengehören und dass wir das zu vollenden haben, was damals vor fast 3000 Jahren im griechischen Elis begann.

## **Literatur**

- Borscheid, P. (2004). *Das Tempo-Virus*. Frankfurt/Main: Campus.
- Coubertin, P. de (1966). *Der Olympische Gedanke*. Köln: Olympischer Sport-Verlag.
- Durkheim, E. (1981). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Eco, U. (1987). *Über Gott und die Welt*. München: dtv.
- Gebauer, G. et al. (2001). Die Besten und die Tüchtigen. In Krais, B. (Hrsg.), *An der Spitze: von Eliten und herrschenden Klassen* (S. 63-112). Konstanz: UVK.
- Hermes, E. (1990). Der religiöse Sinn der Olympischen Idee. In Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.), *Gold für Olympia* (S. 26-46). Bad Boll: Evangelische Akademie.
- Höfer, A. (1996). Von Athen nach Atlanta: Ein olympisches Jahrhundert. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B29, 3-12.
- Hojer, E. (1972). Vorwort. In Coubertin, P. de, *Schule Sport Erziehung* (S. 5-15). Schorndorf: Hofmann.
- Krüger, A. (1996). Sport, Kommerzialisierung und Postmoderne. In Sarkowicz, H., *Schneller, höher, weiter* (S. 390-406). Frankfurt/Main: Insel.
- Lämmer, M. (1990). Die Olympische Idee im Wandel. In Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.), *Gold für Olympia* (S. 3-15). Bad Boll: Evangelische Akademie.
- Lambrecht, M. & Stamm, H. (2002). *Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz*. Zürich: Seismo.
- Lenk, H. (1984). Olympia zwischen Pädagogik, Politik und Presse. *Gegenwartskunde*, 2, 141-152.
- Reichert, J. (2000). *Die Frohe Botschaft des Fernsehens*. Konstanz: UVK.
- Seibler, M. (2004). *Olympia. Ort der Spiele, Ort der Götter*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sombart, W. (1934). *Deutscher Sozialismus*. Berlin: Buchholz & Weisswange.
- Swaddling, J. (2004). *Die olympischen Spiele der Antike*. Stuttgart: Reclam.

- Thelen, S. (2001). Olympismus in der Hochschule. In Krüger, M. (Hrsg.), *Olympische Spiele: Bilanz und Perspektiven im 21. Jahrhundert* (S. 11-25). Münster: LIT.
- Valerien, H. (1996). *Atlanta. Das Olympiabuch*. Köln: Sportverlag.
- Veyne, P. (1994). *Brot und Spiele*. München: dtv.
- Weber, M. (1976). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr.